



Offener Horizont

Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft

3 | 2016

Wallstein

Offener Horizont

3 | 2016



KARL JASPERS GESELLSCHAFT

Offener Horizont

Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft

3 | 2016

Herausgegeben von
Matthias Bormuth



WALLSTEIN VERLAG

Redaktion
Matthias Bormuth und Malte Maria Unverzagt

Beirat
Ulrich v. Bülow, Wolfgang Frühwald, Dieter Henrich,
Ulrich Keicher und Sebastian Kleinschmidt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Aldus nova Pro und der Frutiger

ISSN (Print) 2198-9133
ISBN (Print) 978-3-8353-1938-7
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4028-2

Inhalt

Matthias Bormuth	
Einleitung	9

Hans Magnus Enzensberger	
Die Vorlesung	
Zu einem Gemälde des Herrn Johannes Grützke	17

Karl Jaspers

Karl Jaspers	
Ein Selbstporträt (1966/67)	21

Hannah Arendt	
Nachruf auf Karl Jaspers	43

Yusuf Örneke	
Karl Jaspers und Hannah Arendt	
Geschichte einer Freundschaft	46

Rolf Hochhuth	
Lebensfreundlichkeit: Karl Jaspers	62

Matthias Bormuth	
»Glück heißt: ein Mindestmaß an Freiheit.«	
Rolf Hochhuth im Portrait	68

Martina Roesner	
Von Jerusalem nach Athen und zurück	
Das Verhältnis von Offenbarungsglauben und Vernunftdenken bei Martin Heidegger und Karl Jaspers	73

Konrad Hammann	
»Heidegger müßte auch entmythologisiert werden ...«	
Rudolf Bultmann und Martin Heidegger: Stadien einer Freundschaft	89

Viktor von Weizsäcker

Viktor von Weizsäcker	
Das Antilogische	107
Rainer-M. E. Jacobi	
Viktor von Weizsäckers Beitrag zur Festschrift für Karl Jaspers (1943)	114
Dieter Janz	
»... auf einem ziemlich schwach bemannten Schiffchen«	
Viktor von Weizsäckers frühe Briefe an Paul Vogel (1930-1940) . .	121
Sebastian Kleinschmidt	
Schmerz als Erlebnis und Erfahrung	
Deutungen bei Ernst Jünger und Viktor von Weizsäcker	129

Portraits

Michael Krüger	
»Suhrkamp war meine Universität«	
Erinnerungen eines Verlegers	145
Wolfgang Schopf	
»Lesen, um zu lernen.«	
Peter Suhrkamp und die Idee der Bildung. Eine Textcollage	161
Hermann Haarmann	
»Sie wollen mir doch nicht Ihren besten Autor, Herrn Brecht, wegnehmen.« Ein Gespräch mit Matthias Bormuth	180
Hermann Haarmann	
Zwischen Moskau und New York	
Exil-Briefe an Bertolt Brecht	200
Michael Lahr	
»Theater ist alles und überall«	
Erwin Piscators Dramatic Workshop an der New School	213

Domenico Conte	
Im Brunnen der Vergangenheit	
Thomas Mann und die Geschichte	230

Thomas Sparr	
»... <i>Doktor Faustus</i> war uns wichtiger ...«	
Der junge Ivan Nagel	245

Jürgen Egyptien	
Zwischen Abendland und Ästhetizismus	
Albrecht Fabris Korrespondenz mit dem <i>Merkur</i> nach 1945	257

Geistesgeschichte

Hartmut Leppin	
Christianisierungen und kulturelle Vielfalt	
im Römischen Reich	277

Tim Hagemann	
»Allein zu stehen – mit der Hilfe eines anderen«	
Kierkegaards Gedanke der Antipersuasion	295

Volker Gerhardt	
Warum Unsterbliches sterben muss	
Über Nietzsches These vom Tod Gottes	307

Stefan Müller-Doohm	
Gibt es Grenzen nachmetaphysischen Denkens?	
Habermas' Konzept von Normativität in der säkularen Gesellschaft	325

Ulrich Schacht	
Von der Intelligenz des Bösen	
Moderne Denker des Totalitären	347

Simon Leys	
Orwell intim	370

Joachim Kalka	
»... voll generösem Zorn ...«	
Notizen und Texte zu George Orwell	387

Kunstgeschichte

Martin Warnke

»Ich habe von Natur aus keinen revolutionären Impuls,
aber kritisch würde ich mich schon nennen.«

Ein Gespräch mit Matthias Bormuth 399

Martin Warnke

Der Vater der Kunstgeschichte: Giorgio Vasari 418

Johannes Grützke

»Der Pinsel weiß mehr als ich.«

Ein Gespräch mit Matthias Bormuth 425

Eduard Beaucamp

Johannes Grützke. Eine Rede 444

Johannes Grützke

Gemälde (1967-2013) 451

Johannes Grützke

Der Weg der Wahrnehmung (beim Maler, wenn er malt) 465

Ingo Schulze

Die Vorlesung oder Besuch beim Maler

Dramolett in einem Aufzug für mindestens sieben Spieler 468

Anhang

Chronik der Karl Jaspers-Gesellschaft

Vorträge und Tagungen 2015/2016 483

Abbildungen und Nachweise 495

Dank 497

Autoren 501

Matthias Bormuth

Einleitung

I

Im späten *Selbstporträt* von 1967 wirft Jaspers einen genauen Blick auf sein intellektuelles Werden. Als ein Leitmotiv stellt er seinen jugendlichen Hunger nach Wirklichkeit heraus, der ihn auch im akademischen Leben keine Rücksicht auf Fachgrenzen nehmen ließ. Schon als Psychiater lag das Verdienst von Jaspers gerade darin, die disziplinäre Enge zu sprengen. Er war sich bewusst, dass der Anspruch, das Erleben des psychisch kranken Menschen genau zu erfassen, bedeutete, jeden Ressortpatriotismus hinter sich zu lassen. Auch als Philosoph der Existenz wollte Jaspers die Wissenschaften so weit als möglich berücksichtigen, um die Weltorientierung des modernen Menschen begrifflich leisten zu können. Ihm erschien die Bescheidung auf das fachliche Denken der Philosophie, in das er selbst nie eingeschult worden war, als akademische Verkürzung der Lebensfragen. So wundert es kaum, wenn Jaspers über die Besonderheit seines Weges als Professor der Philosophie schreibt:

Wer philosophiert, kann, wenn er es ernst meint, gar nicht anders, als sich um alle Wirklichkeiten zu kümmern, sie ursprünglich kennenzulernen. [...] In meiner Jugend dachte ich nicht daran, Philosophieprofessor zu werden. Ich fand kein Interesse an philosophischen Vorlesungen. Ich wollte Wirklichkeiten kennenlernen. Erst waren es Naturwissenschaften und Medizin, dann Geschichte, schließlich Politik und Theologie.¹

Während Jaspers sich erst spät im Leben mit der protestantischen Theologie auseinander setzte, als er nach 1945 *Der philosophische Glaube* und *Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung* schrieb, wuchs Martin Heidegger, sein »Kampfgefährte« zu Zeiten der Weimarer Jahre,

mit Erziehung und Studium in die Welt des Katholizismus hinein. Seine Existenzphilosophie ist der Versuch, sich vom Herkommen zu befreien, während Jaspers sich der Religion, die ihm in ihrem existentiellen Ernst durch den jüdischen Glauben seiner Frau Gertrud immer vertrauter wurde, mit den Jahren annäherte. Die Beiträge von Martina Roesner und Konrad Hammann widmen sich aus religionsphilosophischer und theologiegeschichtlicher Perspektive, teilweise vergleichend, beider Verhältnis zu Religion und Theologie, das jeweils unterschiedlich auch von Auseinandersetzungen mit dem Neutestamentler Rudolf Bultmann geprägt war.

Die intellektuelle Biographie von Jaspers ist nicht zu denken ohne seine Freundschaft zu Hannah Arendt. Ihr Nachruf, gehalten in Basel im März 1969, setzt ein Zeichen für die Weite des Horizontes, den Jaspers im Zeichen von »Freiheit, Vernunft und Kommunikation« als Philosoph zu erfüllen suchte. Entlang des Briefwechsels gibt Yusuf Örneke ein Portrait ihrer Freundschaft, die nach 1945 aufblühte und mit den Fragen von Philosophie und Politik immer auch den Austausch über Martin Heidegger verknüpft.

In der Zeit, als Hannah Arendt mit ihrem *Eichmann-Report* für eine weltweite Kontroverse sorgte, gelang dem jungen Rolf Hochhuth mit dem Theaterstück *Der Stellvertreter* ein Welterfolg. Jaspers war begeistert, wie der Journalist auf andere Weise die Aufklärung über den Holocaust vorantrieb. In seinem Text berichtet Hochhuth von einem seiner letzten Besuche bei Jaspers, den er unter anderem als einen Philosophen der Hoffnung betrachtete. Das kurze Portrait versucht ihm als Querdenker gerecht zu werden, der in der Tradition von Jaspers und Arendt steht, aber auch jener von Jacob Burckhardt.

II

Die tiefe Neigung, sich als Mediziner mit Fragen aller Wissenschaften unter philosophischen Gesichtspunkten zu beschäftigen, teilte Jaspers besonders mit seinem Heidelberger Kollegen Viktor von Weizsäcker. Die Karl Jaspers-Gastprofessur des Sommersemesters 2016 bot die Möglichkeit, diesen philosophierenden Arzt genauer in den Blick zu nehmen. Die Betrachtung über *Das Antilogische*, den Viktor von Weizsäcker 1943 für die unveröffentlichten Festschrift von Karl Jaspers schrieb, gibt in der Edition von Rainer-M.E. Jacobi ein Beispiel für die besondere Form der Nachdenklichkeit, die der Begründer der Psychosomatik in Deutschland zu wecken wusste. Als die Deportation von Frau Jaspers drohte, wurde

Viktor von Weizsäcker zum möglichen Helfer in der Not. Allerdings verliefen die Versuche, über den Staatssekretär Ernst von Weizsäcker, seinen Bruder, die Ausreise in die Schweiz zu erreichen, nicht erfolgreich. Zugleich schätzte Jaspers, dass der Psychosomatiker auch großes Interesse an seiner werdenden *Weltgeschichte der Philosophie* zeigte. In der Bedrängnis der Zeit fühlten sich beide im zeit- und raumübergreifenden Horizont des Denkens verbunden: »Es gibt eine Verwandtschaft in der Tiefe durch die Jahrtausende, als ob alles gegenwärtig geworden wäre und die ganze Geschichte ein einziger Augenblick sei, wenn man nur auf die Grundmotive, und weniger auf den Stil der äusseren Entfaltung des Gedankens blickt.«² Hier ist schon ausgesprochen, was Jaspers später im Begriff der »Achsenzeit« verdichten sollte, die beeindruckende Parallele in den religiösen und philosophischen Entwürfen, die von 800 bis 200 vor Christus Perspektiven schaffen sollten, die das vorläufige, irdische Leben in seinen Widersprüchen und Ansprüchen im Namen einer höheren Wahrheit gehaltvoll relativieren können.

Dass sich von Weizsäcker nach 1933 auf eigene Weise ebenfalls auf dem Weg in die Innere Emigration befand, lassen die Briefe ahnen, die er an den vertrauten Schüler Paul Vogel schrieb. Die heute fast verschollene Pietät solcher Lehrer-Schüler-Verhältnisse, deren Realität die Schreiben eindringlich ins Gedächtnis rufen, scheint auch in den Einleitungen auf, mit denen Vogels Schüler, der Neurologe Dieter Janz, die Briefe versah. Zuletzt vergleicht Sebastian Kleinschmidt die Dimension des Schmerzes, die von Weizsäcker mit ärztlichem Blick betrachtete, mit dem soldatischen Blick, den Ernst Jünger in seinen Schriften auf sie warf.

III

Die Rubrik der Portraits eröffnen zwei Beiträge, die mit Person und Werk von Peter Suhrkamp verknüpft sind. Mit Karl Jaspers, Rudolf Bultmann und dem Bibliothekar Paul Raabe gehört der 1891 in Kirchhatten geborene Verleger zu den Oldenburger Protestanten, die in der breiteren Öffentlichkeit als wichtige Impulsgeber des geistigen Lebens bekannt geworden sind. Suhrkamps Idee der Bildung, die er als Leiter des S. Fischer Verlags mit vielen Kompromissen bis 1945 zu verwirklichen suchte und die erst im eigenen Verlag zur angestrebten Blüte kam, verdichtet in einer umfanglichen Textcollage sein Biograph Wolfgang Schopf. Zuvor erzählt der Verleger Michael Krüger von der Bedeutung, die der Suhrkamp Verlag und der Enthusiasmus für die Kulturtechnik des Lesens für seinen Bildungsweg hatte, als in den 1960er Jahren Suhrkamps Nachfolger

Siegfried Unseld im Verlag die großen Buchreihen entwickelte. Krügers Rückblick auf sein geistiges Werden, dessen Anfänge die Naturerkundungen mit dem Großvater bildeten, schließt mit dem programmatischen Satz: »Suhrkamp war meine Universität.«

Den zweiten Schwerpunkt der Portraits bilden Beiträge zum Exil, das mit der »Machtergreifung« Hitlers 1933 für viele Wissenschaftler und Schriftsteller wie Hannah Arendt zur Realität und Rettung wurde. Hermann Haarmann gibt im Gespräch Auskunft über die intellektuellen Wege, die ihn zum Exilforscher werden ließen. Seine letzte Edition, die dreibändige Sammlung der Exilbriefe an Bertolt Brecht stellt er mit prägnanten Erläuterungen vor. Dem Regisseur Erwin Piscator, der an Brecht erbst aus dem amerikanischen Exil schrieb, gilt auch ein eigener Aufsatz, in dem Michael Lahr ihn als Initiator des Dramatic Workshops an der New School for Social Research ins Gedächtnis ruft.

Zwei Arbeiten widmen sich Thomas Mann, der im Exil weithin als Vertreter der deutschen Kultur angesehen war. Domenico Conte betrachtet Manns Auffassung der Geschichte, wie es sich entlang der großen Romane über Jahrzehnte entwickelt. Die besondere Bedeutung des *Doktor Faustus* als Versuch, die deutsche Katastrophe in ihren geistesgeschichtlichen Ursprüngen und Eigenarten zu verstehen, scheint auch im Essay über Ivan Nagel auf. Nach dem Überleben des Holocaust wurde der Roman für den späteren Theatermann zum zentralen Bildungserlebnis, wie sein Nachlassverwalter Thomas Sparr mit bislang unbekannten Quellen-texten zeigen kann.

Eine andere Spurensuche zur geistigen Neuorientierung nach 1945 bietet das Portrait, das der Germanist Jürgen Egyptien von dem Essayisten Albrecht Fabri zeichnet. Es gründet sich vor allem auf dessen Briefe an die Herausgeber des *Merkur*, einer Zeitschrift, die im westlichen Nachkriegsdeutschland auf andere Weise als *Sinn und Form* im östlichen zu einem wichtigen Forum intellektuellen Lebens wurde.

IV

Geistesgeschichtlich steht in diesem Band die Perspektive der Säkularisierung im Vordergrund, die weithin als Verwandlung und Umdeutung ursprünglich religiöser Ideenwelten im Prozess der Moderne verstanden wird. Jaspers entfaltete sie erstmals 1931 in *Die Geistige Situation der Zeit*. Insgesamt stellt der Begriff der Säkularisierung auch den Ideentransfer zwischen Antike, Christentum und Moderne dar. So untersucht der Althistoriker Hartmut Leppin die Aufnahme antiker Ideen in die früh-

christliche Gedankenwelt und deren wachsende Bedeutung in der römischen Spätantike, unter anderem auch in der Ernstnahme von Jaspers' geschichtsphilosophischem Begriff der »Achsenzeit«.

Dass das etablierte Christentum im 19. Jahrhundert seine ursprüngliche Dynamik weithin verloren hatte und Søren Kierkegaard gegen dessen Säkularisierung die Rückkehr zu den anfänglichen Ideen des Christentums proklamierte, beschreibt eindringlich Tim Hagemann im Blick auf die antipersuasive Rhetorik des dänischen Philosophen. Volker Gerhardt widmet sich Nietzsches polemischer These vom »Tod Gottes« und ihrer fatalen Wirkungsgeschichte auf die säkularisierte Moderne. Er stellt nüchtern die erkenntnistheoretische Widersprüchlichkeit dar, dass der auf Nietzsche fußende Positivismus, wenn er die von Kant skizzierte Möglichkeit des Glaubens generell verneint, selbst dogmatische Züge annimmt. Die Ansicht, die Jürgen Habermas auf unsere postmetaphysische Zeit wirft, setzt andere, zum Teil gegenläufige Akzente. Sein Biograph Stefan Müller-Doohm geht entlang des Werkes der Frage nach, welche Formen der Normativität in der säkularisierten Gesellschaft Habermas als philosophisch begründbar ansieht.

In den Spuren von Hannah Arendt skizziert Ulrich Schacht in exemplarischen Positionen der politischen Ideengeschichte das totalitäre Denken, das in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* mit weltweiter Wirkung erstmals zur Sprache kam. Er spannt seinen Bogen von Vordenkern der Französischen Revolution hin zu Intellektuellen, die 1917 und 1933 versuchten, die Autorität der politischen Macht und die Radikalität ihrer umwälzenden Programme zu legitimieren. Seine Kritik am utopischen Anspruch, ein geschlossenes Reich des politischen Heils zu errichten, steht auch im Horizont von Jaspers' *Geistiger Situation der Zeit* und mündet in einem Ausblick auf die Möglichkeit des religiösen Glaubens.

Als einer der wirkmächtigsten Warner vor dem dogmatischen Anspruch, den politische und wissenschaftliche Weltanschauungen in der Moderne erhoben, gilt im 20. Jahrhundert George Orwell. Wie Jaspers publizierte der britische Schriftsteller in Melvin J. Laskys liberalem Periodikum *Der Monat*, unter anderem einzelne Kapitel aus seinem Hauptwerk 1984. Orwells literarischen Kampf gegen den politischen Totalitarismus stellt der Sinologe Simon Leys in der Ausdeutung von dessen jüngst edierten Tagebüchern und Briefen dar. Joachim Kalka, der den Text des Kritikers des chinesischen Totalitarismus für uns übersetzte, erläutert im Spiegel von literarischen Vignetten, wie Orwell im Zuge der 1968er Zeit weltweit als reaktionärer Denker verunglimpft wurde.

V

Auch im Bereich Kunstgeschichte bildet die 1968er Zeit einen wichtigen Fokus. Das Gespräch mit Martin Warnke, der das Hamburger Warburg-Haus als einen Ort interdisziplinären Denkens und Forschens in den 1990er Jahren wieder beleben konnte, gibt Einblicke in das intellektuelle Werden des Kunsthistorikers. Dessen Willen zur Aufklärung über die Zeit des Nationalsozialismus führte im Fach zu einigen Widerständen. Zugleich bietet seine lebenslange Forschung zum Hofkünstler, die bei Rubens einsetzte, eine erhellende Alternative zu geläufigen Denkmustern. Es geht Warnke um die subversiven Energien von Künstlern und Intellektuellen, die klug die soziale Etikette zu wahren wissen und mit ihren Werken doch provokative Botschaften zu senden vermögen. Im konservativen Jacob Burckhardt sieht er einen der großen Apologeten für die subversive Macht der Kunst. Seine Gedanken über Vasari stehen für diese Form der kritischen Kunstgeschichtsschreibung.

Johannes Grützke ist als gegenständlicher Maler im Berlin der 1960er Jahre ein ironischer Begleiter und Deuter der bundesdeutschen Gesellschaft, peinlich darauf bedacht, politisch in allen Lagern nicht zu Hause zu sein. Er ist Partei für sich. Seine Bilder sind mit einem starken Fokus auf die Jahre der Studentenrevolte als Beitrag zur Mentalitätsgeschichte zu betrachten, wie Eduard Beaucamp in seinem Portrait herausstellt. Das sokratische Element, das sich im Bild *Die Vorlesung* verdichtet, gehört ins Zentrum seines malerischen Selbstverständnisses. Hans Magnus Enzensberger widmet dem Bild als einer, der die 1968er Zeit und die »Suhrkamp-Kultur« maßgeblich prägte, eine lakonisch knappe Betrachtung. Ingo Schulze hingegen vergegenwärtigt als Schriftsteller der jüngeren Generation die historische Szene ganz anders in einem größeren Dramolett. Die Dialoge, die er im Berliner Hospiz um den Künstler arrangiert, lassen ahnen, mit welch abgründigem Humor und hochfahrender Ironie der Maler bis heute die menschliche Wirklichkeit in eine schillernde Schwebel zu bringen versteht. Seine eigenen Äußerungen zur künstlerischen Wahrnehmung geben beredt darüber Auskunft.

Im Gespräch offenbart Grützke, wie auch religiöse Ursprünge in seine malerische, poetische und rhetorisch-deklamatorische Mission eingingen. Obgleich ihm die Hoffnung fehlt, die Jaspers Transzendenz nennt, ist die Kunst doch ein Medium, das erlaubt, Momente der Erhöhung zu schaffen, denen im Elend der Zeit erlösende Bedeutung zukommen kann. Der Künstler ist für Grützke eine prometheische Gestalt, eine säkularisierte Figur Christi, getragen vom sokratischen Element des Nichtwissens, der unter anderem mit seinem Pinsel für den offenen Horizont des Lebens

seine Stimme erhebt. Die hochfahrende Geste gehört ebenso zu seinen malerischen Mitteln wie die tiefgründige Besinnung, wie die beiden Selbstporträts im Reigen der vorgestellten Bilder zeigen.

Anmerkungen

- 1 Karl Jaspers: *Ein Selbstporträt*, in diesem Band, S. 39.
- 2 Briefentwurf Karl Jaspers an Viktor von Weizsäcker, 7.11.1942, in: Karl Jaspers: *Korrespondenzen*, Band: Psychiatrie, Medizin, Naturwissenschaften, hg. von Matthias Bormuth und Dietrich v. Engelhardt, Göttingen 2016, S. 592 f., hier: S. 593.

Hans Magnus Enzensberger

Die Vorlesung

Zu einem Gemälde des Herrn Johannes Grützke

Wer ist der Alte mit dem grauen Bart und dem roten Heft in der Hand? Was liest er vor? Er scheint ja ganz hingerissen von dem, was da auf den Seiten steht. Vielleicht hat er es selbst geschrieben.

Niemand hört ihm zu. Das ist schade, denn er hat wahrscheinlich ein paar gute Sprüche auf Lager. Römische Maximen und Sentenzen. Oder allerhand Weisheiten von früher, als man den Weisen noch sein Ohr lieh. Es können auch Epigramme, Diatriben, Apophthegmata sein. Das hört sich eher griechisch an und ist etwas für die Gebildeten.

Aber das Publikum ist klein und besteht nicht aus lauter Akademikern. Es benötigt keinen Hörsaal. Ein spärlich möbliertes Zimmer genügt. Dem Lehrer schenkt es nur sehr begrenzte Aufmerksamkeit. Die Frau neben ihm ist offenbar bereits eingennickt. Zwei der Herren machen einen grimmigen Eindruck. Der schlecht Rasierte macht einen ratlosen, der mit der Meckifrisur einen grimmigen Eindruck.

Nur die Dame im blauen Rock lächelt zufrieden. Sie hat sich auf den Schoß der Frau in der Mitte gebettet, die eine offenerzige Bluse trägt. Aber das täuscht. Das sieht man ihrer Pose an. Sie stützt ihr Knie auf die Hand, ein Zeichen dafür, daß sie sich ihren Teil denkt. Sie ignoriert die Zufriedene ebenso wie ihren Nachbar, der innig an ihrem kleinen Finger lutscht.

Was soll das alles? Warum klammern sich diese Leute aneinander? Sind sie trostbedürftig? Sie haben sich alle in einen Knäuel von ausgestreckten Händen, von Waden, Fersen, Zehen und Ellenbogen verwickelt.

Es hat einfach keinen Zweck, einer solchen Gemeinde etwas beizubringen.

Ob der Maler weiß, was seine Versammlung zu bedeuten hat?

Nein, sagt er, das sei nicht nötig.

Karl Jaspers

Karl Jaspers

Ein Selbstporträt (1966/67)

(Frei gesprochener Text)

Sie fragen mich nach meinem Leben. Ich erzähle. Geboren bin ich in der Stadt Oldenburg. Mein Vater stammt aus dem Jeverland, meine Mutter aus Butjadingen, beide nahe der Nordseeküste.

In meiner Kindheit waren wir alle Jahre auf den friesischen Inseln. Ich bin mit dem Meer aufgewachsen. Zuerst sah ich es in Norderney. An einem Abend ging mein Vater, mit dem kleinen Jungen an der Hand, den weiten Strand hinunter. Es war tiefe Ebbe, der Weg über den frischen reinen Sand war sehr lang bis an das Wasser. Da lagen die Quallen, die Seesterne, Zeichen des Geheimnisses der Meerestiefe. Ich war wie verzaubert, habe nicht darüber nachgedacht. Die Unendlichkeit habe ich damals unreflektiert erfahren. Seitdem ist mir das Meer wie der selbstverständliche Hintergrund des Lebens überhaupt. Das Meer ist die anschauliche Gegenwart des Unendlichen. Unendlich die Wellen. Immer ist alles in Bewegung, nirgends das Feste und das Ganze in der doch fühlbaren unendlichen Ordnung. Das Meer zu sehen, wurde für mich das Herrlichste, das es in der Natur gibt. Das Wohnen, das Geborgensein ist uns unentbehrlich und wohltuend. Aber es genügt uns nicht. Es gibt dieses andere. Das Meer ist seine leibhaftige Gegenwart. Es befreit im Hinausgehen über die Geborgenheit, bringt dorthin, wo zwar alle Festigkeit aufhört, wir aber nicht ins Bodenlose versinken. Wir vertrauen uns dem unendlichen Geheimnis an, dem Unabsehbaren, Chaos und Ordnung.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit meines Lebens ich im Anschauen des Meeres verbracht habe, ohne mich zu langweilen. Keine Welle ist der anderen gleich. Bewegung, Licht und Farben wandeln sich ständig. Herrlich, sich in den reinen Elementen zu bewegen, in Sturm und Regen an der Brandung entlang zu wandern, ohne Landschaft, ohne Menschen.

Im Umgang mit dem Meer liegt von vornherein die Stimmung des Philosophierens. So war es mir unbewußt von Kindheit an. Das Meer ist

Gleichnis von Freiheit und Transzendenz. Es ist wie eine leibhaftige Offenbarung aus dem Grund der Dinge. Das Philosophieren wird ergriffen von der Forderung, es aushalten zu können, daß nirgends der feste Boden ist, aber gerade dadurch der Grund der Dinge spricht. Das Meer stellt diese Forderung. Dort ist keinerlei Fesselung. Das ist das unheimlich Einzige des Meeres.

Dann aber lebe ich nicht nur mit dem Meer, sondern dem Wasser überhaupt. Wo kein See, kein Bach, kein Wasser ist, fühle ich mich nicht wohl. Ein Park wird erst durch Springbrunnen schön und durch die Lebendigkeit der Wasserbewegung von Brunnenschale zu Brunnenschale. Daß die Philosophie bei Thales mit dem Wasser anfängt, scheint mir das natürlich Selbstverständliche.

Der Unendlichkeit des Meeres kommt am nächsten etwa die Landschaft meiner Heimat, die Marschen. Sie sind vollkommen eben. Wenn irgendwo ein oder ein paar Meter Erhöhung ist, meistens von Menschen zum Schutz gegen Wasserfluten angelegt, so ist das schon ein Berg. Nichts als Himmel, Horizont und ein Ort, wo ich stehe. Der Himmel offen nach allen Seiten. Diese Weite ist schon Landschaft, ist schon nicht mehr das Meer, aber ihm noch nahe, mir aus der Kindheit her so vertraut, daß mir nächst dem Meere nichts lieber ist als die flache Landschaft mit völlig freiem Horizont.

Dann kamen später die Erfahrungen des Mittelgebirges. Ich habe den Harz schon mit sechs Jahren kennengelernt: liebenswürdig, ein wenig fremd, mit den mich nicht tiefer ergreifenden Geheimnissen der Wälder, Quellen, mit den unzähligen Vorstellungen von Zwergen und Waldgeistern.

Später, mit 19 Jahren, sah ich dann die hohen Berge, die Alpen. Wie ich zum ersten Mal im Engadin war und die Großartigkeit dieser edlen Nietzsche-Landschaft erlebte, hatte ich trotz aller Ergriffenheit zugleich ein Gefühl: Diese Berge, sie lassen den freien Blick nicht zu, sie nehmen mir den Horizont.

Ich war geborgen bei meinen Eltern. Mein Vater, unbewußt für uns, unbeabsichtigt von ihm, war uns ein Vorbild. Ohne Kirche, ohne Bezugnahme auf eine objektive Autorität, galt als das Böseste die Unwahrhaftigkeit. Und als fast ebenso schlimm: blinder Gehorsam. Beides darf es nicht geben! Daher war unser Vater unendlich geduldig gegenüber meinem Widerstand. Wenn ich widersprach, kam nicht der Befehl, sondern die Begründung, warum das vernünftig sei.

Mein Vater lebte ein persönliches Leben, unabhängig von der Gesellschaft. Liberal und konservativ folgte er ihren Ordnungen. Er erfüllte die

ihm im Leben gestellten Aufgaben mit großer Sorgfalt, ob als Soldat und Reserveoffizier, ob als Beamter (Amtshauptmann) oder als Bankdirektor. Aber er tat es in sehr verschiedener Gesinnung. Gegen das Militärische sträubte sich sein ganzes Wesen. Als er vom Oberst des Regiments bei einem »Liebesmahl« erfuhr, daß er zum Hauptmann eingegeben sei (eine ungewöhnliche Ehre damals), antwortete er: »Daraus wird nichts.« Auf das Drängen des Oberst (»ich befehle Ihnen, mir den Grund zu sagen«) erwiderte er: »ich werde keinen Augenblick länger dienen, als ich nach dem Gesetz muß.« Obgleich er als Amtshauptmann einen damals hochangesehenen Verwaltungsposten, für seinen Bereich fast herrscherlicher Art, innehatte, ergriff er sofort die Gelegenheit, Bankdirektor zu werden. Freunde und Verwandte wunderten sich, daß er seine Stellung für einen so gering geachteten Beruf aufgab. Seine Antwort: »Ich ertrage keine Vorgesetzten.« Als er Bankdirektor war, wurde er zufrieden. Aber auch jetzt wurde sein Leben nicht gefesselt durch die Erfüllung der Aufgabe. Sein eigentliches Leben verlief außerhalb. Er hatte, wie es damals war, viel freie Zeit. Dieses Leben war unter anderem das Leben als Jäger, das heißt, das Leben mit der Natur. Stets hatte er Jagden gepachtet, einmal auch die ganze Insel Spiekeroog. Dann aquarellierte er. Die ersten Morgenstunden sahen wir ihn an der Staffelei. Dort kopierte er Bilder, vor allem von Hillebrand, einem bedeutenden Aquarellisten, und holländische Ölbilder, die ein befreundeter Architekt ihm borgte. In der Natur zeichnete und malte er unmittelbar vor den Dingen.

Meine Mutter, im Gegensatz zu meinem ruhigen Vater ungemein temperamentvoll, war von einer anscheinend unverwüstlichen Kraft. Immer sah sie vertrauensvoll in die Zukunft. Ich, der ich doch meistens krank war, war für sie im Grunde gar nicht krank. Sie liebte grenzenlos, und ihrer Liebe erschien das Erwünschte selbstverständlich auf bestem Wege.

Bei diesen Eltern aufzuwachsen, schuf Geborgenheit und Sicherheit, die nie wieder ganz verloren werden können. Es war nicht nur der materielle Schutz. Die Liebe der Eltern gab die Gewißheit im Grunde des Lebens, die nicht aufhörte, als dann seit 1933 die schrecklichen Ereignisse in unser Dasein einbrachen.

Es kam der Augenblick, in dem ich merkte und mein Vater es mir sagte, wo die Grenzen seiner Macht waren, wo er mir nicht mehr helfen konnte. Das war ein großer Einschnitt, tiefgreifend für mich dadurch, daß mein Vater wahrhaftig war und ich sah: Ein Mensch kann nicht alles. Ich erzähle: Die Sache begann in der Schule. Ich habe einige vortreffliche Lehrer gehabt: Amann, Richter, an die ich mit großer Dankbarkeit denke. Aber ich hatte einen Schuldirektor, der mich nicht leiden konnte. Eines Tages kam ich in Konflikt mit einem Turnlehrer. Ich hatte ein ärztliches

Attest, sollte gewisse Übungen nicht machen und sollte die Jacke nicht ausziehen. Der Turnlehrer erklärte, das sei Unsinn, und verlangte Gehorsam. Ich war ungehorsam und tat nicht, was er von mir verlangte. Am nächsten Tag begann die Katastrophe: Ich hatte die Disziplin verletzt. Der Direktor trieb es so weit, daß er sagte: »Entweder gehen Sie« – ich war in der Sekunda – »zu Herrn N.N. und entschuldigen sich oder Sie werden von der Schule entlassen!«

Das bedeutete, daß ich von den Eltern fort in eine andere Stadt (Jever oder Vechta) gehen müßte, um dort das Gymnasium zu besuchen. Das war ein für mich undenkbarer Gedanke. Bei meinen Eltern wollte ich bleiben. Wie war das zu erreichen? Der Direktor war unerbittlich. Mein Vater sagte mir: »Du mußt es selbst entscheiden. Ich kann dir nur versprechen, ich werde bis zum Ministerium gehen, falls der Direktor dich entlassen will, um es durchzusetzen, daß du bleibst. Aber ich vermute, daß das Ministerium niemals rückgängig machen wird, was ein Direktor anordnet. Du mußt also selbst entscheiden, was du riskieren willst.«

In dieser Lage rief mich mein trefflicher Klassenlehrer, den ich schon nannte, Richter, und sagte zu mir: »Hören Sie, Jaspers, ich muß einmal mit Ihnen reden. Natürlich haben Sie recht und der Direktor nicht. Aber denken Sie mal, wenn Sie mit Ihrem Recht jetzt durchkämen, das wäre eine Erschütterung der Disziplin der ganzen Schule. Wollen Sie, um mit Ihrem Recht durchzukommen, die Disziplin in der Schule in Gefahr bringen? Vielleicht können Sie darüber nachdenken, ob es sich nicht lohnt nachzugeben, weil es für Sie doch nicht so wichtig ist wie die Autorität für die Schule. Aber ich rate Ihnen nicht, ich wollte es Ihnen nur zu bedenken geben.« Das war für mich eine große Erleichterung insofern, als ich nun ja auch noch etwas Vernünftiges tat, wenn ich nachgab. Aber das Nachgeben war mir entsetzlich. Ich mußte einen Trick finden und fand ihn auf folgende Weise: Ich sagte dem Direktor: »Ich werde zu dem Herrn gehen und mich auf Ihren Befehl entschuldigen.« »Machen Sie, was Sie wollen. Es kommt nur darauf an, daß Sie sich entschuldigen.« In der Schule war damals größte Spannung. Dem Turnlehrer war nicht wohl in seiner Verfassung, er hatte Angst. Meine Überlegung führte zu dem Plan: Ich werde ihm Folgendes sagen: »Auf Befehl des Herrn Direktor komme ich zu Ihnen und melde Ihnen, daß ich mich entschuldige!« Ich erscheine bei dem Turnlehrer. Er empfängt mich mit größter Höflichkeit, und ich sage: »Herr N.N., auf Befehl des Herrn Direktor komme ich zu Ihnen ...« »Ich danke Ihnen sehr, bitte nehmen Sie Platz, ich freue mich, daß Sie ...« »Danke«, sage ich, mache eine Verbeugung und gehe weg. Ich komme zum Direktor, erzähle es ihm, und er sagt: »Es ist mir ganz egal, Sie haben sich entschuldigt, das ist erledigt!«

In den zwei Primanerjahren gab es ein neues Problem, die Schülerverbindungen. Es waren drei. Sie hießen ›Obscura‹, ›Prima‹ und ›Saxonia‹. Es waren in der Tat Verbindungen in sozialer Abstufung: Die vornehmste war die ›Obscura‹, darin waren die Söhne der Finanz und der hohen Beamten; zweiten Ranges war die ›Prima‹ mit den Söhnen der mehr geistigen Leute, wie Lehrer, Pfarrer, und dritten die ›Saxonia‹ mit Bauern- und Handwerkerkindern. Das sagte niemand. Es war aber faktisch so, und jeder fühlte es: ›Obscura‹ war das Nobelste. Mein Entschluß war: »Ich trete keiner Verbindung bei, ich will nicht dazugehören.« Daß ich das sagte, war für den Direktor eine Beleidigung, denn er hatte die Verbindungen nicht nur erlaubt, er wünschte sie. Nun war ich allein. Auf dem Schulplatz standen in den Unterrichtspausen die Verbindungen an verschiedenen Orten. Ich, nirgends hingehend, mußte für mich einen anderen Platz suchen. Zu mir gesellten sich nur zwei Mitschüler, aus Gründen, die ich jetzt nicht erklären möchte, das würde zu weit führen. Der Effekt war, daß wir nun auf dem Schulplatz in getrennten Gruppen standen: die drei Verbindungen je für sich und wir, die vierte Gruppe, an einem anderen Platz. Eines Tages sagte der Direktor: »Das geht nicht so!« Er verordnete, alle Schüler sollten auf dem gleichen Platz stehen und zwar auf dem der ›Obscura‹. Ich erklärte: »Ausgangspunkt sind soziale Rangordnungen, an denen ich keinen Teil habe. Ich bin neutral und parteilos, darum ist der jetzt gewählte Ort, an dem alle zusammenstehen müssen, nicht mein Ort. Sie müssen an meinen Platz kommen, nicht ich an den ihren.« Meine Genossen gingen alle hinüber zur ›Obscura‹, ich stand allein auf dem Schulplatz, und an einem anderen Ort standen die drei Verbindungen. Sie bauten eine Brücke und sagten mir, da ich doch allein und überstimmt sei, bäten sie mich, daß ich, um nicht etwas Unmögliches aufrechtzuerhalten, nun auch zu ihnen herüberkäme, welcher freundlichen Aufforderung ich dann auch gern nachkam.

Aber der Direktor war außer sich und haßte mich. Ich habe kaum einen anderen Menschen so verachtet wie ihn, obgleich ich ihm für die Art seines Unterrichts noch immer dankbar bin, denn er war ein kenntnisreicher und didaktisch begabter Mann. Ich habe viel bei ihm gelernt.

Es handelte sich um den großen Unterschied von militärischer Disziplin und Schuldiziplin. Von meinem Vater unterrichtet, versuchte ich dem Direktor klarzumachen, daß er militärische Disziplin verlange, und daß wir uns das nicht gefallen lassen. Worauf er nur zornig erklärte: »Das ist der Geist Ihrer Familie, der Geist der Opposition; wir müssen ein wachsames Auge auf Sie haben, und ich werde alle Lehrer veranlassen, daß sie das mit mir haben werden!«

Ich habe nun allerdings den Direktor von meiner Seite aus bis aufs Blut gepeinigt. Als er zum Schluß nach dem Abitur – ich hatte ein gutes Ex-

amen gemacht – mir die große Ehre zudachte, bei der Abschiedsfeier, an der der Großherzog teilnahm, die Rede in lateinischer Sprache zu halten, erklärte ich: »Nein, Herr Direktor, die halte ich nicht!« und er: »Nanu, was heißt das, warum nicht?« Worauf ich: »Das wäre eine Täuschung des Publikums. Wir haben nicht so viel Latein gelernt, daß wir eine Rede halten können!«

Es war also ein gegenseitiger Kampf. Er erreichte seinen Gipfel bei meinem Abschiedsbesuch. Es war damals üblich, nach dem Abitur beim Direktor und bei den Lehrern Abschiedsbesuche zu machen. Als ich bei meinem Direktor erschien, sagte er mir: »Aus Ihnen kann ja nichts werden, Sie sind organisch krank!« Das war richtig. Ich war aber nicht weiter betroffen, denn ich hatte so viel Mut durch mein inneres Leben, daß ich, wie auch dies Leben sein würde, mit Hoffnung in meine Zukunft blickte, trotz Krankheit.

Während dieser Zeit haben mich auch meine Schulkameraden im Stich gelassen. Sie hielten es mit dem Direktor. Immer wenn Differenzen waren, war ich der Störenfried, der eigensinnige Mensch, der außerhalb stand. In dieser Situation, es waren die letzten zwei Schuljahre, hat mir dann mein Vater geholfen, indem er mir sagte: »Nun bleibt nichts anderes übrig, nun mußt du sehen, wie du dir allein hilfst.« Er machte mich zum Mitpächter – mit zwei Juristen und ihm – einer großen Jagd südlich Oldenburgs, etwa 5 Kilometer im Quadrat. Dort hatte ich das Recht, jedes Stück Boden zu betreten, jeden Garten, konnte also mit der Landschaft leben, innig mit ihr vertraut werden, mit den Bauern sprechen, so daß mir dieses Leben außerhalb der Schule eine große Hilfe war.

Damals gab es am Rande des kultivierten Landes noch das Moor. Es reichte für den Blick, wie ein Meer, immer weiter, scheinbar ins Unendliche. Dann gab es dort die Hunte-Landschaft, ein mannigfaltiges Flußgebiet, dann Buchenwälder, Tannenwälder. Aber die Jagd? Ich war schon krank, ohne es zu wissen. Das Gewehr sicher festzuhalten beim Zielen, das ging über meine Kräfte, es wackelte immer. Eines Tages fand ich mich in einem Wald allein und weinte und fühlte: Ich kann nicht. Aber ich wußte nicht eigentlich wie und warum. Das Bewußtsein, körperlich den Anforderungen des Lebens nicht gewachsen zu sein, stieg in mir auf.

Als ich 18 Jahre alt war – bis dahin hatte der Hausarzt meine Krankheit nie ernst genommen, sondern hielt die vielen Fieberanfälle für Influenza (so nannte man damals die Grippe) –, stellte Dr. Fraenkel (später Entdecker der Strophantinterapie und Professor in Heidelberg) in Badenweiler, den ich als Freund unserer Familie besuchte, fest, daß ich Bronchiektasen hätte. Er setzte mir auseinander: »Sie sind nicht tuberkulös, Sie

sind nicht ansteckend. Sie brauchen deswegen keine Sorge zu haben. Aber Sie haben Bronchiektasen, die sind unheilbar. Mit denen müssen Sie leben, mit denen können Sie auch leben, wenn Sie es richtig einrichten. Und Sie werden ein ausgezeichnetes Leben vor sich haben, wenn Sie wollen. Es kommt nur auf eines an: Sie müssen dafür sorgen, daß Ihre Bronchien stets leer sind von Sekret. Daher müssen Sie ständig expectorieren. Dann hören die Fieberanfälle auf. Ihre Krankheit schreitet an sich nicht fort.« Das alles hat sich bestätigt, wie er es gesagt hat. Mein Arzt und Freund, bis zu seinem Tode im Jahre 1938, nahm sich meiner an wie ein Arzt, der auf seinen Patienten stolz ist. Er half mir nicht bloß körperlich, sondern wollte nun auch, aus mir müsse etwas werden! Ich erzähle zwei Beispiele:

Am Ende meiner Studentenjahre stellte er eine Beziehung zwischen dem Oberarzt der Psychiatrischen Klinik in Heidelberg, Wilmanns, und mir her. Er veranlaßte, daß ein damals zum ersten Mal von Recklinghausen konstruierter Blutdruckapparat, der noch nicht im Handel war, von mir benutzt würde, um Untersuchungen über den Blutdruck bei Geisteskranken zu machen. So setzte er mich in die Klinik, damit ich sozusagen an der Forschung teilnähme. Ich war hingerissen. – Im Jahr 1922 bekam ich einen Ruf nach Greifswald; ihn anzunehmen war für mich unmöglich; das Klima dort verhinderte es. Ich hatte Fraenkel abends informiert. Am nächsten Morgen, schon um 8 Uhr, meine Frau und ich lagen noch im Bett, kam Fraenkel: »Hören Sie mal, Jaspers, es ist doch klar: Das Klima in Greifswald ist für Sie ausgezeichnet!« In der Fakultätssitzung wurde die Sache besprochen: Jaspers geht doch nicht nach Greifswald das ist für seine Krankheit unmöglich. Er bleibt hier, da brauchen wir nichts tun. Fraenkel aber ging mit dem Dekan, Bartholomae einem vortrefflichen Mann, so gemütlich wie er damals war, Arm in Arm auf der Straße. Beiläufig hat er dann auch von mir gesprochen: Ich könne gut nach Greifswald gehen, das Klima schade mir nicht. Worauf Bartholomae in der Fakultätssitzung erklärte: »Ich habe von seinem Arzt gehört, Jaspers kann nach Greifswald gehen.« Darauf entschloss sich die Fakultät, für mich einen Ruf zum persönlichen Ordinarius in Heidelberg zu beantragen. So hat Fraenkel als Arzt in mein Leben eingegriffen.

Mein Verhältnis zur Universität hat einen ursprünglichen Charakter. Als ich mit 18 Jahren ihre Hallen betrat, schienen sie mir gleichsam heilige Räume. Nichts war für mich großartiger als sie. Ich hatte das Glück, hervorragende Professoren zu sehen und zu hören, und gleichzeitig das Glück, noch völlig unreflektiert, ganz gewiß zu meinen: Die Universität, das ist eine große abendländische, übernationale Sache wie die Kirchen. Da gehöre ich einer Gemeinschaft an, die mich nicht an den Staat bin-

det, einer Gemeinschaft, die nichts will als bedingungslos und uneingeschränkt Wahrheit.

Im Herbst 1901 ging ich nach Heidelberg, dann 1902 nach München, von dort nach Berlin, schließlich nach Göttingen. In Göttingen blieb ich jahrelang. Göttingen, das ist die Luft, in der man nüchtern einfach tätig ist und lernen will, während in München etwa meine Teilnahme an der Schwabinger Welt weit stärker war als die an der Universität. Aber nur ein Sommersemester er lang.

Als ich fünf Semester in Göttingen studiert hatte (ich war inzwischen Mediziner geworden, anfänglich war ich Jurist) und überlegte, was werden sollte, da erinnerte ich mich an Heidelberg. Ich meinte nun die deutschen Universitäten zu kennen. Die einzige, die einen Adel hat, ist Heidelberg, das hatte mir das erste Semester gezeigt. Dort kamen alle Völker zusammen. Da war eine europäische Luft. Da gab es Persönlichkeiten, die wie Max Weber zwar nicht lehrten, aber wirksam anwesend waren, Professoren, deren geistige Dimension über die bloße Wissenschaft weit hinausging. Dort waren die seltsamsten Leute aus aller Welt (es war die Zeit vor 1914): die Russen, Revolutionäre, die dort eine Gemeinschaft bildeten, eine Bibliothek hatten, eine große Rolle wegen ihres überlegenen Geistes spielten. Man fühlte sich in Deutschland und doch weit über Deutschland hinaus, als ob man über dem Boden lebte, gleichsam in der Luft schwebte. Das hat mit der Bevölkerung kaum einen Zusammenhang. Es ist etwas in der Landschaft – das Hölderlin'sche Heidelberg-Gedicht spricht es aus. Es war in Heidelberg, als ob es sich um die Menschheit handle. Quer durch die Fakultäten hindurch trafen sich die Professoren, nicht zu bloßer Geselligkeit, sondern zu geistigem Leben. Trotz aller Spezialisierung waren sie auf ein Ganzes gerichtet, mit ausgeweiteten Interessen, mit Beteiligung einer, wenn auch kleinen Anzahl von Frauen, zunächst der Gattinnen von Professoren. Heute gibt es dies Heidelberg, das vor 1914 blühte, nicht mehr.

In Göttingen also dachte ich: Die überragende Universität ist Heidelberg; ich gehe nach Heidelberg zurück (1906). Dort blieb ich, erst als Student, dann als Professor bis 1948, als ich einem Ruf nach Basel folgte.

Das Bewußtsein des Wesens der Universität bildete sich aus, das mich schon als Student und dann als Professor so ganz durchdrang, als ob dies eine Welt sei, zwar vom Staat eingerichtet und vom Staat gewollt, aber etwas Staatsunabhängiges, in dem man bescheiden, aber wahrhaft frei leben kann. Es läßt sich in der Welt materiell viel mehr erreichen. An der Universität aber ist man so frei wie nirgends sonst. Niemand erteilt einem Weisungen. Die Verantwortung liegt allein im Professor selbst.

Es ist eine Freiheit und Weite ohnegleichen – ein Märchen in unserer Zeit. Diese Idee war bei mir ernst gemeint. Bei sehr vielen Kollegen war sie wohl nicht ernstlich vorhanden. Die überwältigende Mehrheit dachte primär national. Ich will zwei Beispiele erzählen:

Im Jahr 1919 war ich nach dieser sogenannten Revolution (Max Weber nannte sie damals »blutigen Karneval«, sie war, wie alle unsere Revolutionen bisher, keine echte) Vertreter der Nichtordinarien im Senat. Da kam aus Berlin, ich glaube vom Rektor Meinecke unterzeichnet die Aufforderung, gegen die Bedingungen des Friedens von Versailles, die vor den Verhandlungen öffentlich bekannt geworden waren, zu protestieren. Ich erklärte in der Senatssitzung als Privatdozent, mir scheine, wir hätten hier gar keine Stellung zu nehmen, denn wir seien eine überstaatliche Korporation, die sich um staatliche Dinge nicht zu kümmern habe. Ich fügte hinzu: Die Sache sei außerordentlich ernst. Wenn diese Bedingungen kommen sollten, dann stehe es jedem von uns als Staatsbürger, nicht als Professor, frei, sich zu überlegen, was er tun wolle. Max Weber schlägt Ablehnung der Bedingungen vor, ruft zum passiven Widerstand auf und zum Guerillakrieg, das Leben einzusetzen für die Nation. Ich persönlich bin dazu nicht bereit, weil ich physisch dazu nicht imstande bin; ob ich's im anderen Fall wäre, wage ich nicht zu behaupten. Aber jeder, der jetzt hier protestieren will, was schriftlich sehr billig sei, würde im Ernst seinen rechten Weg finden durch Handlung. Als Universität einen Protest zu unterschreiben, halte ich für einen Mißbrauch der Universität und zudem für unwirksam. Ich wurde überstimmt.

Ein zweites Beispiel ist der »Fall Gumbel« im Jahre 1924. Gumbel, Privatdozent für Statistik, hatte in einer öffentlichen Versammlung vor etwa tausend Kriegsteilnehmern gesagt: »Diese armen Menschen, die im Krieg, ich will nicht sagen, auf dem Felde der Unehre gefallen sind, aber auf schreckliche Weise ums Leben kamen!« Dieser Satz erregte große Empörung, nicht bei jenen Kriegsteilnehmern, sondern bei der Professorenschaft in Heidelberg. Die Professoren waren »national«. Einer schlug sich während der Fakultätssitzung an die Brust: »ich bin nicht in den Krieg gegangen, um mir so etwas sagen zu lassen.« Die Fakultät setzte eine Kommission zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens ein. Ihr gehörten ein Jurist, ein Historiker und ich an. Wir verhörten viele Kriegsteilnehmer. Alle erklärten, daß sie sich durch Gumbels Worte nicht beleidigt fühlten. Offenbar war Professorenmeinung nicht Volksmeinung. Meine Kollegen, zwei vortreffliche Männer, waren mit mir einig. Wir kamen zu dem Ergebnis – hier die Details zu erörtern würde zu weit führen –, daß kein Anlaß bestünde, Herrn Gumbel die *Venia legendi* zu entziehen. Gumbel habe keine Verfehlung gegen den Geist der Universität vollzogen, und er